



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Becker, Wilhelm Martin: Am Bau der deutschen Zukunft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Am Bau der deutschen Zukunft

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt

Wir dürfen nicht allein, wir sollen von der Zukunft träumen, denn dieser Traum muß über unsere Gegenwart herrschen.

Kurt Vreysig



aß es den Deutschen der Gegenwart, denen wenigstens, die tiefer in das Denken und Fühlen des Volkes hineinschauen, nicht wohl zu Mute ist, dürfte keinem Zweifel mehr unterliegen. Das Ungefunde, in den Säften Ungefunde in unserem Volke tritt dem Beobachter schon in gewissem Grade auf dem physischen Gebiete entgegen, mehr noch auf dem ethischen und sozialen aus tausend Symptomen. Und wir haben nicht einmal den — auch so noch zweifelhaften — Trost, daß unsere Nöte auch die Nöte der ganzen Volksgesellschaft unseres europäischen Festlandes sind, internationale Kulturkrankheiten. Sondern was uns fehlt, hat vorwiegend endemischen Charakter, ist wenigstens eine eigene Form jener Kulturkrankheiten und zwar eine solche von besonders rapidem Verlauf. Unser Volk, ohnehin durch frühere schwere Ueberlässe, ungeeignete Lebensweise und zeitweise Unterernährung — um im Bilde zu bleiben — in seiner Widerstandskraft geschwächt, hat seit 1870 zu rasch leben, sich zu schnell entwickeln müssen. Die Kräfte des Volksorganismus sind bei der plötzlich erforderlichen Anpassung an ganz neue Verhältnisse, beim Übergang von dem alten Glück im Winkel zu dem nervenzerreibenden Posten im Widerstreit der Weltmächte so sehr überanstrengt worden, daß einer inneren Zersekung nicht mehr genug gesunde Kräfte entgegenwirken konnten. Nur noch ein Volk der neuesten Zeit hat eine Wandlung von ähnlich rapidem Verlauf, ja von noch schnellerem vollzogen — nämlich vom Mittelalter unmittelbar in die Neuzeit —: das japanische. Es hatte viel geparte junge Kraft zuzusetzen, viel alten ritterlichen Kern; und doch — auch bei ihm sehen scharfe Beobachter schon Kennzeichen übler Folgen und wissen

nicht, ob die Mächte des Lebens oder des Todes in diesem Volke schließlich triumphieren werden.

So hat sich in den letzten Jahrzehnten unter den Nachdenklichen unseres Volkes ein sonderbares Bedürfnis erst unbewußt, dann immer bewußter fühlbar gemacht, das Bedürfnis nach einer Antwort auf die Schicksalsfrage: Sind wir ein junges Volk oder ein altes? Stehen wir, weil erst jetzt unser Staatswesen eine feste Schale um den größten Teil unseres Volkstörpers schließt, und weil unser Wirtschaftsleben sich ungeahnt entwickelt hat, am Anfange eines gewaltigen Aufschwunges zu höchsten nationalen Werten, — oder sind alle jene Zeichen staatlicher und wirtschaftlicher Expansion nur die letzten Lebensregungen eines greisenhaften Volkes, das seine Lebenszeit zu Ende läuft, seinen Kulturhöhepunkt längst hinter sich hat und in krampfhaft lächerlicher Weise eine Jugend vorzutäuschen sucht, vortäuschen kann, weil die ganze Staatengesellschaft ringsum selbst aus lauter abgelebten Kulturvölkern besteht? Man ringt nach Orientierung für unsere Zeit im Verlaufe des Weltgeschehens und glaubt vielleicht in der richtigen Einordnung in die Entwicklungsreihe einen Trost zu finden, der doch nur der Trost des Quietisten sein kann, denn mit dieser Einordnung scheint man sich blind dem Determinismus der Entwicklung zu unterwerfen.

Aber eine solche Orientierung muß uns doch nicht dahin führen, die Hände in den Schoß zu legen, sondern kann auch in der Absicht geschehen, von diesem festen Pol aus den Hebel anzusetzen an den Lauf der Entwicklung; dieser Begriff braucht nicht der Idee des persönlich freien Willens zu widersprechen. Auch die Persönlichkeiten sind Träger der Entwicklung, und in ihren Händen kann in manchen Zeiten das richtunggebende Steuer liegen. So wird man die Bedeutung der gesuchten Orientierung für das praktische Wirken nicht verkennen. Indem man es unternimmt, den Ablauf des (an sich zwar größtenteils irrationalen) historischen Prozesses in einer Weise zu rationalisieren, daß der gegenwärtige Zustand sich diesem Ablauf einfügt, werden die Kräfte und Möglichkeiten sichtbar, die eine Lenkung der Entwicklung ermöglichen. Aber freilich, sei es unter dem suggestiven Einfluß der naturwissenschaftlichen Entwicklungsidee, sei es aus einem Bedürfnis des menschlichen Wesens heraus: die bisher sich an diesem Problem der Rationalisierung versucht haben, sind doch wieder bedenklich ins deterministische Fahrwasser geraten. Wenn Marx allein von wirtschaftlichen Verhältnissen die Geschehnisse des Menschen abhängen läßt, wenn Lamprecht die Kollektivpsyche in ihrer Wandlung als bestimmend für das menschliche Geschehen setzt, wenn Breyfig den gesetzmäßigen, mithin unabänderlichen Ablauf der historischen Reihen wenigstens auf dem Gebiet des staatlichen Lebens statuiert, so könnte man von hier aus zum resignierten Zuschauer werden. Daß dem nicht so zu sein braucht, daß z. B. Breyfig selbst statt dieser Rolle die des politischen Vorkämpfers übernommen hat, ist eine von den irrationalen Erscheinungen, die in der Zeit der Mechanisierung und der Masse den Glauben an die Undurchdringlichkeit der menschlichen Natur wachrufen.

Zu den Denkern, die beim Versuch einer Orientierung der oben bezeichneten Art den Ablauf der Ereignisse wesentlich von außerpersönlichen Ursachen ableiten, gehört auch Walther Rathenau. Sein Buch „Zur Kritik der Zeit“ (Berlin 1911, S. Fischer) zeigt ihn stark von der Rassenlehre beeinflusst, so stark, daß er das Leben der geschichtlich bedeutsamen Völker in seinem Verlauf auf der Zusammensetzung der Völker aus zwei stammverschiedenen Schichten beruhen läßt. Den Höhepunkt seines Daseins bedeutet es nach Rathenau für ein Volk, wenn diese beiden Schichten sich ineinander auflösen, weil dann die besten und höchsten individuellen Kräfte beider Schichten aus der bisherigen Spannung sich lösen, sich auswirken. Der Vorgang vollzieht sich anfangs langsam, später schneller, führt zu einer Periode der Höchstleistung, schwillt dann wieder ab, „und die ausgebrannten Völker bleiben wie tote Schlacken am Wege liegen“. Für unser Volk würde die Emanzipation der Unterdrückten, ihre äußere und gesetzlich anerkannte rechtliche Gleichstellung mit den bisherigen Herren hiernach als der bedeutsamste Schritt auf dem Wege zu diesem Ziel anzusehen sein.

Die physikalisch-chemische Erklärung Rathenaus hat ohne Zweifel viel Bestechendes. Wir alle kennen aus der Geschichte die Völkermischungen, wenn wir auch ihren Zusammenhang mit Höchstleistungen nicht immer vor Augen sehen. Wir wissen auch, daß allerdings Edelvölker, auf geringe Rassen aufgepfropft, vor ihrem Untergang in diesen den höchsten Glanz ihres Seins gezeigt haben. Auch das geben wir Rathenau gern zu, „daß alle Kultur dieser Erde von aristokratischen Organisationen ausgegangen ist“ (weil nämlich Demokratie und Kultur entgegengesetzt wirkende Kräfte sind). Aber daß diese Aristokratien immer auf rassenmäßiger Verschiedenheit beruhten, wird Rathenau nicht beweisen können, am wenigsten gerade für das deutsche Volk. Gewiß sind die verschiedensten fremdrassigen Einschläge dem Germanentum eingewebt worden, aber wenn man z. B. an den Aufstieg unfreier Ministerialen in die Adelskaste des Rittertums denkt, dürften Herren und Knechte, wenn auch nicht in gleichem Maße, so doch jedenfalls beiderseits Anteil an jenem fremden Blute bekommen haben, ohne daß jenes Phänomen der Entbindung aller höchsten Kräfte beider Rassen eingetreten wäre.

Aber gleichviel, darin hat Rathenau jedenfalls Recht, daß unsere Zeit in höherem Maße als frühere Zeiten das Ergebnis einer sozialen Umschichtung darstellt, und daß diese auch Bevölkerungsteile emporgeführt hat, deren Wesensart mit unserem vererbten Ideal von deutscher Kultur kontrastiert. In diesem Sinne können wir mit Rathenau von einer fortschreitenden Entgermanisierung unserer Zeit reden. Ihr zur Seite tritt, hervorgerufen durch die Nötigung des Menschen, bei zunehmender Übervölkerung zu existieren, die Mechanisierung der Menschheit unserer Tage.

Die Mechanisierung, die, von der Gütererzeugung ausgehend, nach und nach, vom wachsenden Einfluß des Kapitalismus gefördert, Staat und Gesellschaft und jeden einzelnen in ihre Kreise zieht, jede Persönlichkeit unfrei zu

machen sucht, jede Lebensfunktion in tausend Abhängigkeiten hineinzieht, hat Rathenau in glänzender und geistvoller Weise, wenn auch nicht ohne Einseitigkeit geschildert. Man hat den Eindruck, als ob ihm der gigantische Mechanismus, dem nachgerade alle menschlichen Betätigungsgebiete zustreben, selbst so ungeheuer imponiere, daß es für ihn einer Willensanstrengung bedürfe, um sich von der Suggestion zu befreien. Er sieht in dem Ergebnis des Mechanisierungsprozesses — dies auch als Probe für die Ausdrucksweise unseres Autors — „einen Zug von Spezialisierung und Abstraktion, von gewollter Zwangsläufigkeit, von zweckhaftem, rezeptmäßigem Denken, ohne Überraschung und ohne Humor, von komplizierter Gleichförmigkeit“. Die ethische Kategorie der Einfügung des Individuums in diese Maschine ist die Verantwortlichkeit, die an die Stelle der autonomen Pflicht getreten ist.

Zu der mit der Mechanisierung verlangten inneren Wandlung, zu der Einfügung der autonomen Persönlichkeit in die Gegebenheiten des Objekts sind nach Rathenau die germanischen Herren des Abendlandes nicht fähig; „gegen Städte, Stände, Konstitutionen, Demokratie, Verkehr, Handel und Industrie haben sie sich mannhaft gewehrt, und noch jetzt bedeuten alle konservativen Programme nichts weiter als Umschreibungsformeln des unbewußten Willens gegen die Mechanisierung“. Nur dem Umstande also, daß sich die für das germanische Prinzip tödliche Mechanisierung nicht völlig durchgesetzt hat, ist die Erhaltung des transzendenten Inhalts im deutschen Geistesleben zu verdanken, das Fortbestehen von Innerlichkeit und Freiheit, Aufopferung und Wahrheitsliebe, Mut und Treue. Aber Rathenau ist der Meinung, daß die Epoche der Mechanisierung in der Evolution der Menschheit nichts anderes bedeute als einen Durchgang, der zugleich ein Übergang sei zu einer höheren Entwicklungsstufe, indem die Not eine Auslese zu Neuem, Größerem hervorrufe. So würde der Mechanismus überwunden durch einen gewaltigen seelischen Aufschwung der (europäischen?) Menschheit.

Auf diesen Wegen ins Prophetenland können wir dem Verfasser nicht folgen. Für uns bedeutet die Mechanisierung die Not und Gefahr des Augenblicks (vgl. auch meine Ausführungen in Heft 14 dieses Jahrgangs, S. 16 f.). Uns ist dieses Zeitalter nicht ein respektvoll zu verehrender Übergang zu höheren Stufen des Daseins, sondern eine Epoche der Erkrankung, an der unser Volk zugrunde gehen kann. Und eigentlich hätte nach den gegebenen Prämissen Rathenaus Buch ausklingen müssen in einen Aufruf an die unsichtbare Kirche der Mechanisierten, an die germanische Rebergemeinde in der fanatisierten Masse der Rechtgläubigen des materialistisch-mechanistischen „Fortschritts“. Noch ist ja der nach Rathenau so „komplizierte und schwierige Beruf des Einsiedlers“ (im Sinne der Bewahrung persönlicher Autonomie) auch in der allgemeinen Abhängigkeit nicht ausgestorben.

Aber vielleicht ist Rathenaus für die Gegenwart verzichtender Ausblick auf ein hinter aller Mechanisierung liegendes Sonnenland der Seele darauf zurück-

zuföhren, daß er seine Erfahrungen im hoffnungslosen Getriebe der großen Stadt, der großen Welt gesammelt hat, in rettungslos mechanisierten Schichten. Meiner Meinung nach müssen wir vielmehr von der anderen Seite ausgehen, von den Gefunden oder noch Heilbaren. Daß wir diese Volksteile stärken und von ihnen die Durchseuchung fernhalten, darin ruht das deutsche Zukunftsproblem, vor dessen Lösung alle sozialen, kulturellen, politischen Probleme zurücktreten, weil unsere Existenz als Volk davon abhängt, daß nicht das Dekadente überwiegt, sondern das Jugendkräftige. Nur auf diesem Wege kann auch Klarheit über die Frage gewonnen werden, ob wir als Volk jung oder alt sind.

Mit großem Nachdruck hat in den letzten Jahren neben anderen besonders A. l'Houet darauf hingewiesen, daß unser Volk seine jugendliche Schicht in seinem Bauerntum besitzt; zuletzt in dem Buche „Zur Psychologie der Kultur, Briefe an die Großstadt“ (Bremen 1910, Niedersachsen-Verlag Schönemann). Im Zeitalter der literarischen Pflaumenweichheit will es etwas besagen, wenn ein Buch zeigt, daß sein Verfasser noch rechtschaffen zürnen und hassen kann. Das ganze Buch ist eine Anklage, gerichtet gegen den Volksverderb, der ausgeht von den Großstädten, vom Kapital, von der Industrie, von der Börse; es sind Rathenaus Ausgangspunkte der mechanistischen Bewegung, die hier als Feinde erkannt werden. Ein echter Prediger des alten Stils, nennt der evangelische Pfarrer l'Houet das Kind stets beim rechten Namen. Getragen ist die Invektive von dem positiven Untergrund einer genauen Kenntnis der Bauernpsychologie, wie sie der Verfasser schon in einem früheren Buche erwiesen hat („Zur Psychologie des Bauerntums“, 1905). Wenn man ein fühlendes Verständnis des inneren Lebens sucht, so wird man bei l'Houet nicht selten an Wilhelm Heinrich Riehl erinnert, aber die Heftigkeit der Tonart berührt sich mit einzelnen Schriften von Hansjakob, dessen Gefinnungsgenosse l'Houet in mancher Hinsicht ist. Von den Großstädtern erwartet l'Houet nichts mehr, ihnen will er auch nicht helfen; „aber der Raubbau an unserer Natur, am Lande, am Bauerntum ist der gefährliche; gefährlich, weil er unser Volk seiner Zukunft beraubt“. Kapitalistische Unternehmung, Eisenbahn, Presse, eine Volksschule, die den Bauer nicht auf seiner Scholle heimisch macht, sondern ihr entfremdet, — sie alle tragen das dem Bauerntum Fremdartige ins Land hinaus. Die Folge ist die Abwanderung des jungen Landvolkes in die Städte, Proletarisierung, mancherlei anderer Verderb. Und der auf dem Lande bleibende Teil des Volkes beginnt seine Eigenart zu verachten. Eine Rettung erwartet l'Houet nicht von Heimatvereinen und Trachtenfesten, sondern vom Staate, der das Land als Rückhalt und Depot des ganzen Volkes werten lernt, der Bauernblut oder doch Bauernverständnis in die Behörden bringt; ferner von der Wissenschaft, insbesondere der volkskundlichen, und vor allem von dem Wiedererwachen einer lebendigen Religion, auch in dem noch heilbaren Teile des Bürgerstandes. Man wird wohl auch dahin zu streben haben, daß der Warenhunger des Landvolkes nicht immer neu erregt wird. Selbst der weltkundige Rathenau scheint es für

erreichbar zu halten, daß unsere Volkswirtschaft nach und nach alle Arbeit aufgibt, die nur Reizungs- und Betäubungsmittel, Schmuck, Vergnügungen und Zerstreuungen schafft, also Dingen dient, die zur Erhaltung des Leiblichen, zur Beglückung des seelischen Lebens nicht erforderlich sind; mithin schließliche Beschränkung der Weltarbeit auf notwendige Produkte, womit in einem höheren Sinne als in dem Ostwalds eine Energieersparnis gegeben wäre. Der Handel müßte mit der Erregung immer neuer Bedürfnisse zur Erweiterung seiner Absatzmärkte aufhören; wenigstens müßte man anfangen, unsere kostbare Reserve, die gesunde Landbevölkerung, anders zu behandeln als einen wilden Stamm, in den man, um ihn ausbeuten zu können, nach und nach alle Zivilisationsgifte hineinträgt.

Es ist nun nicht nur die ganze Schicht der Natürlich-Jugendlichen in unserer Volksgesellschaft, der von der „Kultur“ noch unverdorbenen Landbevölkerung, sondern es ist auch alles auf persönlicher Bedeutung beruhende Führertum, das von der mechanisierten Gesellschaft unterdrückt, nicht an seinen Platz gestellt, durch Einpassung in einen Mechanismus seiner wertvollsten Betätigung beraubt wird. „Wahrlich dies ist nicht der Wille des Lebens in uns, daß wir die zu Dienern machen, denen die Kraft zur Herrschaft eingeboren ist“, so lautet demgegenüber das Evangelium des „Individualaristokratismus“, wie es Kurt Breyfig in seinem Buche „Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen“ (Berlin 1912, Bondi) verkündigt. Auch hier ist es der Ausschrei der — Rathenau würde sagen: germanischen — Seele gegen die Knechtung: „Es ist die Mechanisierung der Seele, des Lebens, an der wir krank . . . das unmechanischste Gut unseres Lebens, der Mensch selbst, wird heut zu Rad- und Triebwerk umgeformt.“ Persönliches Leben ist das Rettungsmittel vor dieser Verflachung, vor allem vor der Niedertretung der Führermenschen. Jedem zum Führer Befähigten soll sein Wirkungskreis werden, aber nur ein so großer, als er von ihm persönlich übersehen und beeinflusst werden kann. Darum fordert Breyfig vor allem Dezentralisierung der Regierung, aber dafür Zusammenlegung aller nach sachlichen Prinzipien geteilten Einzelfunktionen eines übersehbaren Bezirks in die starke Hand eines natürlichen Führers. Nur so ist die Pflege der landchaftlichen Eigenkultur möglich, die sonst unterzugehen droht. Mit Recht wird gegenüber der zunehmenden Auflösung der Regierung in „Resorts“ an die Macht des preußischen Landrats alter Observanz erinnert, der mit der Zusammenfassung aller Zweige der Regierungsgewalt wie ein kleiner König in seinem Kreise stand. (Daß man auch von anderer Seite an eine Reform der Verwaltung in dieser Richtung denkt, beweisen die gleichgerichteten Ausführungen eines Kenners wie Richard Witting im Tag vom 12. September d. J.). Dementsprechend ist die Zusammenballung einer großen Masse bloßer Nummernmenschen in einem Großbetriebe zu verwerfen; persönliche Beziehungen des einzelnen zu dem Führer des Ganzen, auf der Grundlage des bewußten Zu-

sammenarbeitens nach einem bestimmten Ziel, der freiwilligen Unterordnung unter den überlegenen Führermenschen und der menschlichen Fürsorge dieses pflichtbewußten Oberen für seine Untergebenen, kurz statt des mechanischen ein organischer Zusammenhalt aller Mitarbeiter eines Unternehmens, in der Industrie, in der Landwirtschaft, im Handelshaus — das ist das Ideal, dem Breyfig zustrebt.

Gerade hier wäre erst in höherem Maße als dies bei Breyfig geschieht, auf eine der Wurzeln der Mechanisierung hinzuweisen. Ich meine die Diffusion aller Bevölkerungselemente, hervorgerufen durch eine schrankenlose Freizügigkeit, die alle persönlichen Beziehungen leicht und schnell aufhebt, alle Stammeseigentümlichkeiten verschiebt. Persönliches Wirken der Führer ist doch nur möglich, wenn der Führer die Gefährten einzeln oder doch ihrer Gesamphysiognomie nach kennt. Die letztere, die physische und psychische Beschaffenheit des Ganzen verändert sich nun aber von Tag zu Tag oder doch von Jahr zu Jahr z. B. für jeden Landwirt des Westens, für jeden Chef einer Fabrik oder eines großen Kaufhauses, für jeden Schuldirektor in einer Großstadt. Und die da wandern, Arbeiter, Kaufleute, Beamte, sie alle nebst ihren Kindern, sie wollen das, was sie verlassen haben, möglichst ähnlich wieder vorfinden, sie können und wollen nicht neben der neuen Anpassung an sonstige veränderte Verhältnisse auch noch der persönlichen Führerschaft einer ausgesprochenen Individualität sich anbequemen. Sie suchen vielmehr das Schema. Das Fluktieren der Bevölkerung wirkt somit der Arbeitsgemeinschaft entgegen, und die bisherige Atomisierung der Arbeit fördert wieder die Abwanderung von einer Arbeitsstätte zur anderen. Es wird daher, will man Breyfigs Ideal der Verwirklichung entgegenführen, eine Einwurzelung der Bevölkerung an ihrer Stelle erstrebt werden müssen. Dazu bedarf es aber einer inneren Wandlung in den Massen zu deren Durchsetzung ich noch keinen Weg sehe.

Auch der Staat ist ein Träger des Mechanischen, weil er mit seinen Verordnungen oft ohne Berührung mit dem Lebendigen, vom grünen Tische aus wirkt. Es ist nun merkwürdig und mutet an ideologische Weltfremdheit an, wenn der Staat bei Breyfig wie ein nur derzeit noch erforderlicher Notbehelf angesehen wird, so lange notwendig, bis die Menschen gelernt haben, sich ohne fremde Zügelung zu ertragen. Auch Kriege werden, so meint unser Autor von derselben Perspektive beeinflusst, verschwinden; die langsam absteigende Kurve der Kriegsneigung bei den europäischen Völkern scheint ihm dafür Beweis genug. Wie aber, wenn diese Erscheinung nur ein Symptom des Alterns, der wachsenden Willensschwäche unserer Völkergesellschaft bedeutete! Spricht doch Breyfig selbst von der kläglichen Todesfurcht, die der Kulturmensch in sich großzieht!

Bei der Anwendung von Breyfigs Gedanken auf den Staat wird der auf dem mechanischen Prinzip und auf der Annahme einer Gleichwertigkeit aller Menschen für das Volks- und Staatsganze beruhende Parlamentarismus natürlich nach Möglichkeit beiseite geschoben werden müssen. Dafür wird der Schwerpunkt

der staatlichen Leitung in einen Reichsrat verlegt, dem alle Bürger von höchster Führerqualität angehören, von dem Adel über die Bürgermeister der Großstädte zu den Größen der Wissenschaft und Kunst und von diesen zu den hervorragendsten in der Volkswirtschaft, in Landbau, Bankwesen, Industrie, Handel, zu den Meistern der Technik und des Kriegswesens, den Vertretern der Schulen aller Grade, der Presse, des Handwerks, des Arbeiterstandes. Gegenüber den auch in anderen Kreisen besprochenen Gedanken einer Ersetzung des Reichstags durch eine berufsständische Volksvertretung bedeutet Breyfigs Vorschlag, der den Reichstag in seiner Stellung beläßt und nur eine Versammlung der wirklich Sachverständigen neben ihn stellt, eine kaum mehr utopisch zu nennende Idee. Die Bedeutung des neuen Reichsrates läge meines Erachtens nicht so sehr in einem staatsrechtlichen Gegengewicht gegen den Reichstag, als in der Wirkung der dort ausgesprochenen, von Rücksichten auf Wählermassen und Parteiinteressen freien Worte auf die öffentliche Meinung und — auf den Kaiser. Daran denkt auch Breyfig selbst (vgl. Tag vom 17. Juli).

Man wird gegen Breyfigs Aufstellungen vielerlei einwenden. „Politische Praktiker“ haben bereits von der Bedeutungslosigkeit dieses „Rates der Besten“ geredet, auf den doch niemand hören werde (Post vom 13. Juni). Die Schwierigkeit der Einschätzung der Führer, sowohl durch sich selbst als durch andere, ihre Eigenschaft als fehlerbehaftete, egoistische Menschen wird es schwer gelingen lassen, die richtigen Männer stets an die richtigen Plätze zu stellen. Alle diese Schwächen in Breyfigs Entwurf sind Ergebnisse des optimistischen Sinnes, des unerschütterlichen Vertrauens auf die Menschennatur. Und auch, wo man die Vorschläge im einzelnen ablehnt, lassen sie doch klar erkennen, daß man in immer weiteren Kreisen ernster Volksfreunde jetzt die seinerzeit von demokratischen Doktrinären postulierte politische Gleichheit aller Staatsbürger und ihr Ergebnis, den deutschen Reichstag, für Erscheinungen hält, deren Zeit einmal ablaufen muß, weil es absolut wertvolle Systeme auf politischem Gebiete nicht gibt.

Zimmerhin geht Breyfig auf gemäßigteren Bahnen als der unter dem Namen Daniel Frymann schreibende Autor des Aufsehen erregenden Buches „Wenn ich der Kaiser wär“ (1912). Und das ist um so bemerkenswerter, als Breyfig bei allem scharfen Blick in die inneren Zusammenhänge menschlichen Daseins — seine historische Berufsarbeit hat ihn geschärft — doch fast als weltfremder Theoretiker erscheint, wenn man seine Forderungen mit denen Frymanns vergleicht, die allem Anschein nach langjähriger politischer Praxis entspringen. Hier geht einmal der Praktiker weiter als der Theoretiker zu gehen wagt — wie muß es um unser politisches Leben stehen, wenn die Dinge in der Nähe gesehen noch soviel mehr nach Verbesserung verlangen als von ferne geahnt.

Daß auch Frymanns innerpolitische Reform von verschiedenen Seiten her anfechtbar ist, dürfte ihm selbst klar gewesen sein. Seine Wahlrechtsreform ist sogar dem rein mechanistischen Maßstab der Zahl der Untergebenen bei der

Bemessung des Mehrstimmrechts nicht entgangen. Dazu scheint sie ihm nur erreichbar gegen Gewährung des reinparlamentarischen Regierungssystems. Hier wie in anderen Einzelheiten stehen Breyfig und Frymann weit voneinander. Aber in einem gehen sie zusammen: eine völlige innere Umkehr, ein Umdenken scheint beiden nötig, soll der Niedergang unseres Volkes aufgehalten werden. Und zwar scheinen mir Frymanns Projekte zu einer Regeneration auf Grund der Durchsetzung einer radikaldeutschen Gesinnung den vorliegenden Anzeichen nach immer noch leichter ausführbar, als die in der Richtung aristokratischer Gestaltung des Volkskörpers sich bewegenden Vorschläge Breyfigs. An sich sollte ja beides zusammengehen. Aber der Grad der Erschlaffung und der Zerfetzung in den Grundüberzeugungen des Volkes gestattet uns nicht darauf zu hoffen. Auch die Durchsetzung seiner Anregungen erwartet Frymann erst von einer gewaltigen Katastrophe, die den Boden für entschieden nationale Politik bereiten wird. Zu tief erscheint das Übel eingewurzelt; Mittel von lebensgefährlicher Draht sind vonnöten.

Diese Katastrophentheorie auf dem Gebiete der Heilung unserer nationalen Leiden wird heute im stillen von vielen Vaterlandsfreunden vertreten, wenn sich auch im Innern eines jeden ein Widerstand gegen die Anerkennung einer solchen Notwendigkeit regt. Mag aber nun eine Operation auf Leben und Tod erforderlich sein oder nicht, sicherlich haben einstweilen und später auch der Hygieniker und Therapeutiker des Volkskörpers das Ihre zu sagen. Wir werden unermüdet fortfahren müssen, neue Vergiftung fernzuhalten und die vorhandenen Gifte durch Stärkung der gesunden Säfte im Volke zu bekämpfen und nach Möglichkeit auszuschneiden.

Die Zeit ruft nach weitsichtigen Staatsmännern, die solche Symptome, wie sie die in diesen Blättern erwähnten Bücher darstellen, zu deuten wissen, die den reinen Idealismus und die Liebe der Verfasser zu ihrem Volke werten und ihre Hochziele anerkennen. Die Gefolgschaft ist bereit; werden die Führer sich zur rechten Zeit einstellen?

